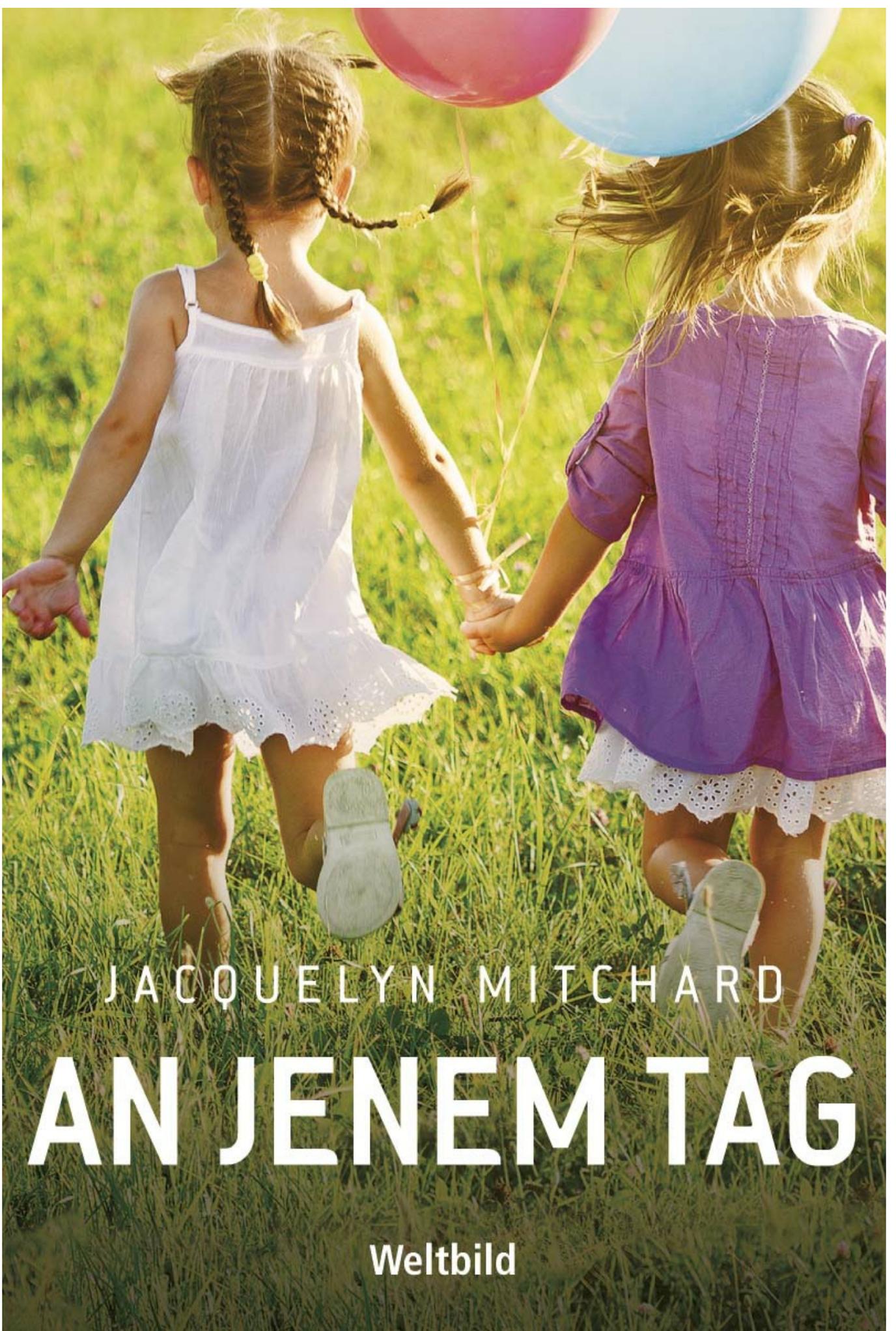




JACQUELYN MITCHARD

# AN JENEM TAG

Weltbild



JACQUELYN MITCHARD

# AN JENEM TAG

Weltbild

Als die zwölfjährige Ronnie beim Spielen mit ihren kleinen Schwestern aus ihrem Versteck auftaucht, hat ein geistig verwirrter Mörder den beiden Mädchen die Kehle durchgeschnitten und kauert weinend an ihrer Seite. Ronnies harmonisches, behütetes Kinderleben in einer idyllischen Mormonengemeinde im ländlichen Utah bricht zusammen. Nach Jahren stillen Kummers finden ihre Eltern die Kraft, dem Mörder zu vergeben. Ronnie hingegen wird von heftigen Schuldgefühlen geplagt und sinnt nur noch auf Rache.

»Eine grandiose Darstellung der Rolle, die Gewalt in unserem Alltag spielt. Das herausragende Buch des Jahres.« Karin Slaughter

Jacquelyn Mitchard

# An jenem Tag

Roman

Aus dem Englischen von Margarete Längsfeld

## **Weltbild**

## Die Autorin

Jacquelyn Mitchard ist eine der erfolgreichsten Autorinnen der USA. Sie begann als Zeitungskolumnistin und hat eine ganze Reihe von erfolgreichen Büchern geschrieben. Ihr Roman »Tief wie der Ozean«, der mit Michelle Pfeiffer in der Hauptrolle verfilmt wurde, war ein Weltbestseller und hat ihr eine große Lesergemeinde für ihre bewegenden Familien- und Frauenromane beschert. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und sieben Kindern in Madison, Wisconsin.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel A Cage of Stars bei Warner Books, New York.  
Der Titel erschien erstmals unter dem Titel »Ein Käfig aus Sternen«.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Jacquelyn Mitchard  
The edition published by arrangement with Warner Books,  
a Division of Hachette Book Group Inc., New York.  
Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.  
Übersetzung: Margarete Längsfeld  
Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising  
Titelmotiv: © Thinkstockphoto  
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-691-7

# Danksagung

Immer und ewig dankbar bin ich meiner Assistentin Pamela English. Pam, du bist nicht nur das Gehirn, du bist das Herz des Betriebs. Ich danke meinem neuen, glänzenden Lektor Jamie Raab und dem hervorragenden Team bei Warner Books und meiner Agentin Jane Gelfman, die mir versprechen muss, auch dann noch meine beste Freundin und Ratgeberin zu sein, wenn sie hundert ist und ich fünfundneunzig bin. Ich danke meiner Freundin Crystal Fish, die mir zu einem Einblick in das Leben der Sanitäter verhalf. Ich danke Kahlil Kelly und ihrer großartigen Familie für zwanzig Jahre Freundschaft, ihre Gebete, ihre sanfte Begleitung, um mir zum Verständnis der mormonischen Religion zu verhelfen. Meine Dankbarkeit gilt Dr. M.I für Einblicke in Tragik und Hoffnung der Schizophrenie und Shane Baker für seine Freundschaft und die Beantwortung dämlicher Fragen zum Thema Basketball. Und wie immer danke ich meinen Freundinnen und Freunden, die mit mir Essiac-Tee tranken und Mitgefühl zeigten, zu Hause und von auswärts – Jeanine, K.J.A.M., Anne, Jodi, Clarice, Arty, Chris, Steve, Karen, Pam, Josh, Judy, Joyce, Eouz J., Stacey, Mikail und Melanie. Ich bin erstaunt und dankbar, dass meine großartige Familie mich nicht auf einer Eisscholle sitzenließ. Es erübrigt sich zu sagen, aber ich sage es trotzdem, dass Vorfälle wie in »An jenem Tag« auf der Welt geschehen; dieses Buch aber ist freie Erfindung, und sollte es Fehler und Irrtümer enthalten, so sind sie mir allein anzulasten.

# Prolog

Als ich mich aufmachte, den Mörder Scott Early zu finden, war mir nicht bewusst, dass ich ein törichtes Kind war, das versuchte, in Gottes große Fußstapfen zu treten.

Als es vorbei war, fragten alle, warum ich so etwas getan hatte. Ich konnte es nicht erklären. In meinem Kopf war alles durcheinandergeraten. Einst war mir klar gewesen, dass es einen Weg geben und ich ihn gehen musste.

Es war mir so einleuchtend erschienen. Und dann wieder nicht. Und danach war es zu spät.

An jenem letzten Morgen öffnete ich die Tür, und da waren die Reporter, surrend wie ein Mückenschwarm. Sie fragten mich: Hast du das die ganzen Jahre über geplant, Ronnie? Wie hast du die Wut so lange im Zaum gehalten, Ronnie? Und ich dachte, wie kann einer denken, vier Jahre sind eine lange Zeit, um »Wut im Zaum zu halten«, nach dem, was uns zugestoßen war? Vier Jahre, das war nicht mehr als ein Augenblick. Menschen sind viel länger zornig auf jemand, der ihnen die Freundin ausgespannt hat! Mit wenigen lebhaften Ausnahmen haben sich die vier Jahre, im Grunde mein ganzes Teenagerleben, wie ein Film mit abgeschaltetem Ton abgespult. Hätten die Reporter gelebt wie ich, hätten sie jeden Tag auf den Schuppen zwischen Haus und Stall geblickt, den Schuppen, den Papa, bevor Becky und Ruthie starben, seit Jahren hatte renovieren wollen, damit Mama ein schöneres Atelier für ihre Arbeit hätte, diesen stabilen alten Bau, dessen grauer Anstrich von der unbarmherzigen Sonne und dem trockenen Wind zu Staub zerfallen war, mit dem wuchernden Purpurkraut an den Mauern, was hätten sie empfunden? Was hätten sie getan? Nichts hat den Anblick dieses Schuppens verändert. Er hat nie anders ausgesehen. Ich sah ihn jeden Tag, ob das rosa Eiskraut und die Sonnenröschen in Mutters Garten blühten oder am Weihnachtsbaum die Lichter brannten. Er ist nie verschwunden. Und er war einfach trostlos. Genau wie unser Leben die längste Zeit trostlos war. Niemand anders hatte das durchgemacht. Darum konnten sie mit dem ganzen Taktgefühl eines großen Bulldozers dämliche Fragen stellen. Einer hat mir zugerufen: Hast du von vornherein vorgehabt, Scott Early zu töten? Er sagte – und er meinte es ernst – weil du vielleicht dachtest, es sei Blutsühne. Mormonen glauben an Blutsühne ... du nicht?

Ich war so müde. Ich war so hungrig und allein. Dämmlich antwortete ich: »Sie denken bestimmt auch, mein Vater hat fünf Frauen.« Der Mann machte große Augen, und er schlug eine neue Seite in seinem Notizbuch auf. »Hat er die?«, fragte er.

»Nein«, sagte ich. »Er hat fünfundsechzig Frauen, ganz so wie in Der König und ich.«

Der Reporter zog einen Flunsch. Er merkte, dass ich ihn auf den Arm nahm. Ich kauerte mich auf den Bordstein, legte den Kopf auf die Knie und sprach kein Wort mehr, bis Vater mit Onkel Andrew kam, der mich anwies, überhaupt nichts zu sagen. Blutsühne?, dachte ich immerzu. Meine Güte! Zu glauben, der Preis, den Scott Early bezahlte, sei zu niedrig für das Böse, das er getan hatte, das war eine Sache. Ich glaube das noch heute. Und ja,

ich stimmte meinen Eltern nicht zu, dass ich Scott Early nur zu verzeihen brauchte, und schon würde das Zittern meines Herzens aufhören, das mich aus den entsetzlichen Träumen aufwachen ließ, mein T-Shirt nass von Schweiß, der metallisch und schmutzig roch wie abgegriffenes Kleingeld, das man in der Tasche trug. Aber denken, ich hätte es auf Scott Earlys Blut abgesehen? Nur weil ich Mormonin war? Das war ausgesprochen einfältig. Die meiste Zeit denken sogar gute Menschen, alle Mormonen sind Verrückte, Mitglieder einer Sekte, wo der Kirchenführer einen mit dreizehn verheiratet! Manches davon mag vielleicht vor hundert Jahren so gewesen sein; aber vor ein paar hundert Jahren haben die Katholiken in Europa Menschen auf der Streckbank gefoltert. Das tun sie heute auch nicht mehr!

»Blutsühne« bedeutet für rechtschaffene Mormonen lediglich, dass es ganz entsetzlich ist, jemand anderes Blut zu vergießen, und »Sühne« heißt, seine Sünde wiedergutmachen. Es ist eine Metapher von der Art, die man im Englischunterricht lernt. Mormonen denken, man muss Gutes tun, um seine Sünden wiedergutzumachen, nicht nur sagen, dass es einem leidtut. Als ich nach Kalifornien aufbrach, dachte ich nicht, dass Scott Early seine Sünden gesühnt hatte. Aber ich wusste nicht recht, was ich deswegen tun würde; ich glaubte, es würde sich mir offenbaren. An Gewalt hatte ich nie gedacht.

Was geschehen ist, geschah nur wegen eines winzig kleinen Versehens.

Ich musste damit leben.

Und mir wird immer bewusst sein, wie sehr ich meine Familie enttäuscht habe. Meine Eltern vertrauten mir voll und ganz. Und ich habe ihr Vertrauen missbraucht. Ich habe sie belogen, und ich hatte vorher noch nie gelogen. Ich habe ihnen nur einen Teil der Wahrheit erzählt. Ich habe ihnen gesagt, ich müsse weg aus Utah, um von dem Schuppen wegzukommen. Ich würde nach San Diego gehen, in eine sonnige Stadt mit jungen Leuten und jungen Träumen, um ein gutes staatliches College zu besuchen, wo ich mich zur Rettungsassistentin ausbilden lassen könne – und mit dieser Arbeit wollte ich das College finanzieren.

Ja, ich sah die Blicke, die meine Eltern wechselten. Diese Blicke besagten, sie wussten, dass Scott Early in Kalifornien lebte, aber sie glaubten nicht, dass ich es wusste.

Ich stellte mich unschuldig.

Sie haben mir geglaubt.

Doch unter der Unschuld schlug ein starrsinniges Herz. Ich mag mir sogar reif, ja alt vorgekommen sein nach allem, was unsere Familie durchgemacht hatte. Ich habe aber auch etwas gelernt. Leiden und ein frühzeitiger Highschoolabschluss bedeuten nicht, dass man reif ist. Dazu braucht es weit mehr.

Papa hat einmal zu mir gesagt – es war kurz nach dem Tod meiner Schwestern –, dass ein gewöhnlicher Mensch auf Erden einem anderen keine Sühne auferlegen kann. Er sagte, das sei eine Sache zwischen dem Sünder und Gott. Er hatte recht. Aber ich wollte es nicht hören. Ich war sehr von mir überzeugt. Veronica Bonham Swan, ein strebsames Mädchen mit langen krausen rötlichen Haaren, die mein ganzer Stolz waren, das Pferde und Naturwissenschaften liebte und Wäschewaschen und Schulaufsätze hasste. Ich

dachte, ein einziger Mensch könnte tun, was ein ganzes System nicht geschafft hatte. Mir war alles im Leben leichtgefallen.

Alles, außer der einen, allerwichtigsten Sache, die es auf der Welt gab.

Die das Einzige wurde, worauf es ankam.

Und so glaubte ich, dass ich den schönen Herbsttag, als Scott Early unser Leben in Blut tränkte, einer Bestimmung wegen überlebt hatte. Ich dachte, wenn ich, wenn meine Zeit zu sterben gekommen war – ob ich nun zwanzig oder neunzig würde –, den Weg dieser Bestimmung nicht beschritten hatte, dann würde ich mit dem Wissen abtreten, dass ich Becky und Ruthie im jenseitigen Leben genauso im Stich gelassen hatte wie auf Erden.

Und ich würde meinen kleinen Schwestern nicht in die Augen sehen können, wenn sie im Himmel zu mir gelaufen kamen.

In dem Moment, als Scott Early Becky und Ruthie getötet hat, war ich in einem Versteck im Schuppen.

Nicht weil ich Angst hatte. Ich hatte damals keine Angst vorm Sterben, und ich habe auch jetzt keine Angst. Wir hatten Verstecken gespielt. Sobald meine Eltern mich zum Babysitten zu Hause ließen, fingen meine kleinen Schwestern sofort an zu betteln. »Ronnie, Ronnie, Ronnie!«, bestürmten sie mich und zupften an meinem Hemd, während ich mich bemühte, die Küche in Ordnung zu bringen. »Wetten, diesmal finden wir dich. Wir wetten um unsere doofe Hausarbeit!« Und ich gab jedes Mal nach und warnte sie, wenn sie mich nicht fänden, müssten sie zwei Stunden lang, bis Mama zurückkam, jedes einzelne Stück Malkreide und jedes einzelne Klebeheftchen in ihrem Zimmer auflesen.

»Diesmal mach ich keinen Spaß, Nummer eins und Nummer zwei«, hatte ich an jenem Tag zu ihnen gesagt. »Ich geh nicht da rein, bevor Mama nach Hause kommt, und ziehe eure sauberen Anzihsachen und eure Stifte unterm Bett raus.«

»Ich verspreche ernstig«, sagte Becky. Ich musste lachen. Ihre Zähne waren purpurrot von den Beeren, die sie zum Frühstück gegessen hatte. Becky war dünn und flink wie eine Elritze im Bach und schien praktisch von Luft zu leben. Ruthie war rundlich und »ernstig« wie ein kleiner Koalabär. Am allerliebsten aß sie Plätzchenteig direkt aus der Schüssel.

Sie wollten draußen spielen, weil es für November ein richtig warmer, sonniger Tag war; allerdings ist es nie richtig kalt, wir leben ja praktisch am Rand der Mojave-Wüste. Die Purpur-, Gelb- und Rottöne der sich färbenden Bäume waren an diesem Tag so pompös wie eine Marschkapelle.

Und so kauerte ich eine Stunde später im Schuppen hinter einem Sack Blumenerde und einer Kiste Tonerde und hoffte, dass eine Spinne nicht ausgerechnet jetzt beschloss, meinen Rücken raufzukrabbeln. Ich konnte meine kleinen Schwestern nicht sehen. Aber ich stellte mir vor, dass sie an dem Picknicktisch lehnten, wo wir fast jeden Sommerabend, wenn die Insekten nicht zu lästig waren, das Abendessen einnahmen – unsere eigenen Tomaten und Maiskolben, manchmal mit Tacos und schwarzen Bohnen – und dabei den Schlafengeh-Lauten der Vögel lauschten. Becky und Ruthie hielten sich höchstwahrscheinlich die Hände vor die Augen und zählten rasch, damit sie rufen konnten: „Fertig oder nicht, ich komme!“ Ich wusste, Ruthie würde zuerst rufen. Sie rief immer zuerst, und Becky brachte sie jedes Mal zum Schweigen und sagte, sie könne unmöglich bis hundert gezählt haben, weil sie, Becky, größer sei, und sie sei nicht mal bis fünfzig gekommen. Ich wusste, dass sie nicht linsten; denn ich hatte ihnen gesagt, dass linsen nicht fair war und ich nicht mitspielen würde, wenn sie nicht fair spielten.

An jenem Tag aber gaben sie keinen Laut von sich.

Ich dachte mir, dass sie leise bis hundert zählten; denn immer wenn wir Verstecken spielten, zählte Becky so schnell sie konnte, und Ruthie, die erst vier war, sagte laut: »Eins, zwei, drei, vier, acht, vierzehn, fünfzehn, zehn.« Das verwirrte Becky dermaßen,

dass sie wieder ganz von vorn anfangen musste.

Aber fünf Minuten vergingen, und sie gaben immer noch keinen Laut von sich. Als mir die Zeit lang vorkam, machte ich die Tür auf.

Und da sah ich meine Schwestern wie kleine weiße Puppen in großen dunklen Farbpfützen liegen. Ich sah Scott Early, einen jungen Mann mit kurz geschnittenen blonden Haaren, auf dem Picknicktisch sitzen, nur mit Boxershorts und einem schmutzigen T-Shirt bekleidet, schluchzend, als wären es seine kleinen Schwestern, als wäre ein fürchterliches Ungeheuer gekommen und hätte das getan. Was in etwa das war, was er dachte, nur wusste ich das damals nicht.

Es sei gut gewesen, sagte ein Arzt später zu meiner Mutter, dass Becky und Ruthie nicht geschrien hatten. Das bedeutete, sie waren schnell gestorben. Sie hatten kaum etwas gespürt. Sie hatten Scott Early sicher nicht gehört, als er barfuß über unseren Rasen ging. Der barmherzige Vater hatte sie vor Furcht beschirmt. Ein Schnitt durch die Halsschlagader ist eine sehr schnelle Todesart. Ich wusste das damals schon aus dem Biologieunterricht. Doch ist es nicht in einer Sekunde vorbei, und ich betete monatelang, dass Becky und Ruthie keine Zeit gehabt hatten, sich zu fragen, warum ich nicht da war, um ihnen zu helfen.

Denn ich war immer da gewesen, um ihnen zu helfen. Obwohl ich erst zwölf-fast-dreizehn war, konnte Mama sich darauf verlassen, dass ich allein auf die kleinen Mädchen aufpasste, auch wenn sie mehrere Stunden in dem Teil des Schuppens, der ihr »Atelier« war, oder in der ziemlich weit entfernten Galerie in St. George arbeiten musste.

»Du hast so viel Verantwortung wie eine Mutter, Ronnie«, hatte Mama eines Abends leise zu mir gesagt, nachdem Becky sich die Hand verbrannt hatte. Becky war am Morgen ganz gierig auf ihre »käsigen« Eier gewesen und hatte, während ich am Herd stand, hinaufgelangt, um zu sehen, ob sie fertig waren. Sie hat sich die Hand an der Pfanne verbrannt. Mama sagte, ich hätte »Geistesgegenwart« bewiesen, weil ich nicht heulte oder in Panik geriet, als Becky schrie. Ich schmierte keine Butter auf die verbrannte Stelle, was meine Großmutter getan hätte, denn das hätte es nur schlimmer gemacht. Vom Abschnitt »Erste Hilfe« im Fach Gesundheitserziehung, in dem Mutter mich unterwies, wusste ich, dass eine Verbrennung sofort mit Wasser gekühlt werden musste, weil sonst die innere Hitze die Haut noch weiter verbrennen und der Schaden tiefer eindringen würde. Ich hielt Beckys Hand fünf Minuten unter den Kaltwasserhahn, packte Eis in ein dickes Handtuch und wickelte es um ihre Hand. Dann setzte ich Becky und Ruthie in den Holzwagen und rannte zu unserer nächsten Nachbarin, Mrs Emory, die uns in die Pine-Mountains-Klinik fuhr, die in sechzehn Kilometer Entfernung zwischen unserem Haus und Cedar City lag. In der Klinik legte die Ärztin, eine junge Frau, Gaze auf die Hand, darüber einen Netzverband, und befestigte alles mit einer Bandage. Sie sprach ganz sanft mit Becky, und ich nehme an, das war das erste Mal, dass ich mir vornahm, eines Tages Ärztin zu werden. Ich fragte mich, ob der Vorfall darauf hinwies, dass ich berufen war.

Als Beckys Hand geheilt war, blieb nur eine winzig kleine Narbe an einem Finger

zurück. Dr. Pratt, unser Kinderarzt, sagte, er selbst hätte es kein bisschen anders gemacht, außer sie in ein Krankenhaus zu fahren. Aber es gab kein richtiges Krankenhaus innerhalb von achtzig Kilometern von dort, wo wir am Fuß eines mit Kiefern bewachsenen Gebirgskamms wohnten. Wo wir wohnten, gab es nicht mal eine richtige Stadt. Es war eine Art Siedlung für Leute wie meinen Vater, der immer sagte, er brauche seine Ellbogenfreiheit.

Und so hatte an dem Tag, an dem sie starben – es sei denn, Sanitäter hätten binnen Minuten bei uns sein können, dabei wusste alle Welt, dass das unmöglich war, oder es sei denn, ein Arzt wäre schon im Haus gewesen, doch Dr. Sissinelli, unser Nachbar, war in dem Krankenhaus, wo er arbeitete –, niemand meine Schwestern retten können.

Ich dürfe keine Schuldgefühle haben, sagten Mama und Papa in den Tagen danach immer wieder zu mir, dabei sah ich es in ihren Augen und hörte es in ihren Stimmen, dass sie selbst genau das fühlten. Ich solle keine Schuldgefühle haben, weil ich unfähig gewesen war, Hilfe zu rufen, bevor es zu spät war, oder weil ich unfähig gewesen war, Papas Gewehr zu holen, weil er unterwegs war auf Wachteljagd. In dem Augenblick, als ich die Tür aufmachte und den Anblick vor mir hatte, der mich für den Rest meines Lebens verändern sollte, war es schon zu spät gewesen. Als die Polizei fragte, warum wir unbeaufsichtigt gewesen waren, traten meine Eltern für mich ein. Sie verteidigten mich und ihre Entscheidung, mich allein zu lassen, um auf meine Schwestern aufzupassen, und schilderten den Beamten, was für ein verantwortungsbewusstes Mädchen ich sei. Ich hätte genau das getan, was ich tun sollte. Ich sei tapfer gewesen. Sie sagten, auch von den Eltern hätte niemand ahnen können, dass Scott Early eine so entlegene Stelle finden, geschweige denn die Sense packen würde, die Papa an den Stall gelehnt hatte, um sie wie das Schwert eines Racheengels zu benutzen und binnen Sekunden einen Todeshieb zu versetzen.

Ich hörte zu und nickte, aber ich mochte ihnen nicht glauben.

Ich wollte Papa und besonders Mama nicht noch mehr Leid zufügen, aber niemand sollte sagen, ich hätte keine Schuld. Meine Cousinen und Cousins, meine besten Freundinnen Clare und Emma und sogar doofe Jungs wie Finn und Miko sagten es auch. Aber das war egal. Auch als die Panik und der schlimmste Schmerz vorbei waren, blieb das Schuldgefühl immer da. Es ließ sich nicht abschalten. Das Schuldgefühl war, wie wenn man ein Vergrößerungsglas auf einen Sonnenstrahl richtete und die ganze Hitze bündelte, sodass sich etwas Sanftes, Helles in etwas verwandelte, das schmerzen konnte. Nicht einmal die Liebe konnte es dämpfen. Es war das Schuldgefühl, das meinen Zorn einer Verbrennung gleichen ließ, über die niemand hatte kaltes Wasser laufen lassen, und so brannte und brannte es bis tief zu den Knochen hinunter. Und die Zeit verging, und der Zorn anderer Menschen kühlte sich ab, nur meiner nicht. Er wurde glühender und wurde ein Teil von mir, und er heilte erst lange Zeit später. Noch heute denke ich, die Narben müssen noch da sein.

Man kann mit einer Geschichte anfangen, wo man will. Und darum will ich nicht mit dem anfangen, was die Polizisten an jenem Nachmittag fanden, als sie endlich zu uns kamen, und das nicht, weil es zu traurig ist. Es kann gar nicht anders als traurig sein. Ich meine, obwohl ich heute glücklich bin auf Erden, kann ein Teil von mir gar nicht anders, als sich der Traurigkeit verschreiben. Sie gehört zu mir wie meine Augenfarbe. Der Tod meiner Schwestern steckt in meinen Genen. Ich brauche nur an sie zu denken, an die kleinste Kleinigkeit, etwa wie ich sie vor mich auf meine alte Percheronstute Ruby gesetzt habe, was übrigens ungefährlich war, weil Ruby drei Gangarten hatte, stillstehen, langsam gehen und ein bisschen schneller gehen, und immer noch kann ich dann so heftig zu weinen anfangen, nur einen Moment lang, dass ich die Tabellen vor mir nicht sehen kann. Ich möchte nur nicht mit der »Tragödie« anfangen, dem Knattern der Hubschrauber, aus denen sich Leute lehnten und versuchten, Fotos von unserem Blockhaus zu machen, dem Schauplatz der Sensenmann-Morde; mit den Interviews über uns, die die Leute den Reportern gaben, die sich im Gemischtwarenladen belegte Brote kauften. (»Sie waren still«, sagten Jackie und Barney von uns. »Sie waren höflich. Immer. Freundlich, aber unaufdringlich.« Seitdem frage ich mich in solchen Situationen, ob irgendwer jemals irgendwas anderes sagt.) Der ganze Pressekrum war so ein ... so ein Hohn, obwohl Jackie und Barney es gut meinten und uns keine Unannehmlichkeiten bereiten wollten. Am Ende hatte ich meine Erfahrungen mit dem Drang gemacht, sich zu beweisen, wenn einem ein Reporter eine Frage stellt, und nach und nach verstand ich es.

Aber nichts aus jener Zeit würde Ihnen sagen, wie wir wirklich waren. Und deshalb möchte ich auch nicht damit anfangen, wie ich ausgerastet bin, nachdem die Geschichte in CNN gebracht wurde und auf der Titelseite von Arizona Republic, in meterhohen Buchstaben, und die Leute aus ganz Utah und sogar aus Arizona und Colorado auf unser Grundstück kamen. Sie kamen und stellten sich mit brennenden Kerzen vor unser Haus und sangen »Amazing Grace«. Ich möchte nicht damit anfangen, wie ich immerzu schrie, dass Ruthie und Becky uns gehörten und warum andere sich als gute Menschen fühlten, wenn sie sangen und über meine Schwestern weinten, die sie nicht gekannt hatten.

Es würde mich freuen, wenn Sie uns nur einen Moment lang so sehen könnten, wie wir vorher waren. Andernfalls werden wir für immer festgeschrieben als das, was ich an jenem Abend andauernd geschrien habe, während meine Eltern versuchten, mich zum Aufhören und Hereinkommen zu bewegen – nur eine weitere Geschichte unter einer Schlagzeile. Eine Tragödie, was einst die Swans waren.

Wir waren eine normale Familie, ein bisschen birkenstockmäßiger als andere (Mutter hat für alle Pullover gestrickt, außer für das Pferd), ein bisschen mehr National Geographic-mäßig als andere (Vater stampfte herum und applaudierte den Sonnenuntergängen, er machte Tee aus Hagebutten und seine Spezialkräuterlimonade aus Zufallsmischungen.) Sie waren halbe Hippies. Irgendwie putzig. Nicht unerträglich.

Und sie waren Eltern, die sich liebten. Als ich klein war, dachte ich, alle Eltern würden sich jedes Mal küssen, wenn sie Guten Morgen und Hallo sagten. Welch eine Überraschung war es für mich, als ich in die Welt hinausging! Die meisten Menschen, die sagen, dass sie sich lieben, finden sich bloß miteinander ab, weil sie einsam sind. Als ich sah, wie die meisten Ehen waren, hoffte ich, dass ich mich schnell und jung und für immer verlieben würde wie meine Eltern. Und nicht, weil ich Molly Mormon sein wollte (so sagen die Leute, da sie von dir erwarten, dass du dich jung verliebst und jung heiratest und sofort Kinder kriegst, wenn du zu den H.L.T. gehörst, den Heiligen der letzten Tage. Die »Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage«, das ist der richtige Name aller Mormonen), sondern weil ich es wirklich wollte. Es macht vieles im Leben leichter, wenn du ein zweites Ich an deiner Seite hast, für alle Zeit, bei aller Zwietracht, jemanden, der sich so an dich erinnert, wie du dich selbst in Erinnerung hast.

Ich wollte jedoch nicht so jung heiraten wie meine Eltern. Sie waren erst neunzehn gewesen, aber sie waren ganz erstaunliche Menschen. Sie haben alles allein geschafft, ohne Hilfe, mit Stipendien und Jobs während der ganzen Collegezeit. Sie haben sich auf der Highschool kennengelernt und hielten während ihrer Missionen nur mit Briefen Kontakt; aber Vater sagte, er habe nie wieder eine andere Frau angeschaut, nachdem er Cressie Bonham gesehen hatte, das große Mädchen mit den langen braunen Haaren, die im Wind in alle Richtungen wehten. An dem Tag, an dem er heimkam nach Cedar City, machte er ihr einen Heiratsantrag. Sie besuchten zusammen die Brigham-Young-Universität in Provo und waren Musterstudenten. Sie haben sich von Anfang an bemüht, mich zu kriegen, aber es hat zehn Jahre gedauert. Und deswegen hat Mama so eine Leidenschaft für die Kunst entwickelt. Ich glaube, sie hat aus Traurigkeit Keramik-Babys gemacht. Da hatte sie den idealen Ehemann, und keine Seele schien zu ihnen kommen zu wollen. Ich dachte, vielleicht lag es an dem Warten auf Kinder, dass sie sich näher waren als andere Eltern, die sofort eine Familie gegründet hatten. Sie brauchten manchmal nicht mal zu sprechen, um zu sagen, ich weiß genau, was du meinst.

Sie waren jedoch nicht vollkommen. Ich glaube, manchmal hielt Vater sich für den Schläueren. Und manchmal dachte Mutter dasselbe von sich. Obwohl Vater eindeutig der Kapitän des Schiffes war, ganz so, wie es sein muss, griff Mutter manchmal ins Steuer. Sie hatten auch kritische Momente.

Einmal, als ich noch ganz klein war, hörte ich meinen Vater mit seiner lauten Radiosprecherstimme sagen: »Was versprichst du dir von diesem Gespräch, Cressida?«

Sie sagte mit einer Stimme, die ihn perfekt nachahmte: »Es mit einem Menschen zu führen, der eine begründete Meinung zum Thema hat.« Und wie immer, wenn sie ihn nachahmte, brach Vater daraufhin in schallendes Gelächter aus. Und dann vergaßen sie zu streiten.

Mein Papa sagt, keine Familie ist normal. Und wir hatten unser Maß an ungewöhnlichen Menschen, das steht fest. Er war einer von elf Brüdern, damit fängt es schon mal an. Man stelle sich bloß vor, sich die vielen Namen auszudenken! Deswegen wurde mein Vater London genannt, denn er kam kurz vor Schluss, und da wurden meine

Großeltern kreativ. Sie hatten mit Kevin, Andrew und William angefangen und endeten mit Jackson, Dante und Bryce (wie der Canyon). Meine Großmutter Swan hat das College besucht und gleich danach mit dem Kinderkriegen angefangen; sie lebt noch und wohnt in Tampa. (Es gibt in Florida mehr Mormonen als in Utah, haben Sie das gewusst?) Sie ist ... kleiner und reizbarer als früher. Seitdem das passiert ist. Aber ich gehe sie immer noch besuchen. Wir gucken uns alte Filme mit Ginger Rogers und Fred Astaire an. Auch alle ihre Söhne leben noch, was sie fast in den Wahnsinn getrieben hat, nicht, weil sie will, dass ihre Söhne sterben, sondern weil Ruthie und Becky zuerst gestorben sind. Sie hat insgesamt achtundsechzig Enkelkinder und Urenkel, und sie schickt jedem Kind einen Zehndollarschein zum Geburtstag und ein Buch zu Weihnachten. Jedem Einzelnen.

Weshalb wir sonst noch ungewöhnlich waren, das war, weil Papa in unserer kleinen Gemeinde als »liberal« galt, zumindest für einen Mormonen. Wenn ich »Gemeinde« sage, übertreibe ich. Ich betone klein. Nur ein paar verstreute Häuser um den Dragon Creek, den Drachenbach, der, sagten die Leute, von den Bergen bis nach St. George floss (Haben Sie's mitgekriegt? St. Georg und der Drache?). Fast den halben Sommer über war der Bach ein ausgetrocknetes Bett, das Wanderer mühelos überspringen konnten. Aber vor langer Zeit war ein kleines Stück eingedämmt worden, wodurch ein wenn auch flacher Badeteich entstand, dessen Wasser ein bisschen länger frisch blieb, wenn es im vorangegangenen Winter viel geschneit hatte. Wir betrachteten ihn als unser Eigentum. Wir bauten daneben ein Fort, indem wir Weidenäste bogen und das Ganze außen mit Lehm abdichteten. Es wurde fest wie ein richtiges Bauwerk. Dies war im Sommer unser Umkleideraum. Die Jungs schwammen einfach in ihrer Unterwäsche, wenn wir nicht dabei waren. Es verstand sich, dass wir nicht zusammen schwimmen gingen, außer wir waren angezogen, oder bei den Pool Partys der Sissinellis. Wo wir wohnten, wurde es nicht selten vierzig Grad warm, und die Leute können über »trockene Hitze« erzählen, was sie wollen, heiß war es trotzdem.

Cedar City, das näher lag, war nicht so groß wie St. George, aber immerhin groß genug, um ein College zu beherbergen und einen Tempel, so schön wie eine russische Burg. Wir waren nicht oft dort. Wir hatten unsere kleine Kirche einen knappen Kilometer entfernt die Straße hinauf, ein Postamt, einen Veranstalter für Wandertouren und einen Gemischtwarenladen, wo Jackie und Barney alles verkauften, von Cappuccino bis Weißbrot der Sorte Wonderbread, das besonders viel Kalzium enthielt, von Stoffpuppen und Quilts bis zu Schlittschuhen und Benzin. Und Süßigkeiten. Die Regale mit Süßigkeiten nahmen ungefähr den halben Laden ein, von der feinen Goldfoliensorte, in Kakao gewälzt, bis zur Vierzigerpackung Pixie Stix. Papa sagte immer, der Methodismus sei in Gesang geboren, und der Mormonismus sei in Zucker gezeugt. In Utah wird vermutlich mehr Zucker pro Kopf verzehrt als irgendwo sonst in den Vereinigten Staaten. Andere Genussmittel sind den Mormonen versagt, darum ist dies sozusagen ihre Sucht. Dann gab es noch ein altes Haus, das in ein Antiquitäten- und Teppichgeschäft umgewandelt worden und nur im Herbst geöffnet war. Und das war's auch schon.

Doch selbst im kleinsten Ort gab es genug Menschen für Klatsch und Tratsch, auch

wenn sie es nicht so genannt hätten.

Über Papa wurde geredet, er würde immer alles in Frage stellen und den Leuten erzählen, die H.L.T.-Kirche habe so viel Macht in Utah, dass es fast verfassungswidrig sei; die Kirche habe sich reichlich Zeit gelassen, Schwarze zu respektieren; er sei gegen die Todesstrafe, auch gegen die »humane« Art; er würde ganz gern mit seiner Familie nach New York oder Michigan ziehen, wo es außergewöhnlich war, Mormone zu sein, und dies deswegen für seine Kinder etwas Größeres bedeuten würde, als irgendwo zu leben, wo alle der Kirche angehörten. Das Gerede kam zum Teil daher, dass Papas Bruder Pierce der Bischof unseres kleinen Sprengels war – unserer Gemeinde, wenn man so will. Onkel Pierce war so konservativ, wie man nur sein konnte, und trotzdem normal genug, um sich mit ihm unterhalten zu können. Er wohnte näher an Cedar City als wir, aber er kam zu unserem Sonntagsgottesdienst und an kirchlichen Feiertagen und zu unserem großen Familientreffen zur Feier der Pioniertage, und jederzeit, wenn man ihn brauchte. Alle Brüder meines Papas (bis auf den einen, der in Alaska lebt und außerhalb der Kirche geheiratet hat und den wir trotzdem noch gernhaben), und Mamas Schwester und Bruder und deren Kinder kamen auch zu dem Treffen, jedes Jahr Anfang Juli. Der erste Tag unseres Familienfestes dauerte praktisch die ganze Nacht. Die Menschen zelteten im Freien und kochten am offenen Feuer. Es gab Live-Musik und Tanz, die Erwachsenen trugen die lächerlichen altmodischen Kleider und Hauben, und alle luden ihre Verwandten aus Colorado und Illinois und von überall ein. Für die kleinen Kinder gab es am zweiten Tag eine Pionier-Parade. Die Leute schwammen und wanderten, aßen und kletterten vier Tage lang, bis sie erschöpft in die Vorstädte zurückkehrten – fort von dem, was für uns tagesein, tagaus das normale Leben war. (Ich meine natürlich nicht die Hauben und Lederhosen!)

Selbstverständlich drehte sich ein großer Teil unseres Lebens um die Kirche. Das gilt für die meisten Mormonen. Wenn mittwochabends die jungen Frauen ihr Programm absolvieren und die Familie vor der Schule zusammen die Bibel liest und man am Sonntag ungefähr vier Stunden Kirche hat, kann es gar nicht anders sein. Aber wenn man damit aufwächst, macht es einem meistens nichts aus. Man sieht ein, dass die Kirche für alles einen Plan hat. Das erleichtert das Leben. Es ist nicht so, als wären wir Schafe in einer Herde, die genau tun, was der Prophet und seine Apostel – das ist quasi sein Direktorium – sagen. Man hat immer seinen freien Willen. Aber wenn man eh glaubt, kann man's auch tun.

Es gab ganze Jahre, wo ich kaum etwas tat, außer mich in der Kirche zu zeigen wie ein wandelnder Schatten, aber ich glaubte.

Wir benutzten das Gebäude als Kirche und auch für alles andere. Von außen gesehen konnte man kaum erkennen, dass es eine Kirche war. Sie war klein, aus schlichten weißen Holzbrettern und einem Dach, das man kaum als spitz bezeichnen konnte. Aber innen war sie schön, vor allem der Fußboden. Mr Emory hatte Kreis an Kreis aus verschiedenen Hölzern gelegt, Ahorn, Walnuss und Birke. Mama (meine Mutter) hatte eine kleine Keramikstatue für den Eingang geschaffen: Blumen und Bienen, von zwei

erhobenen Händen eingefasst, weil der Bienenstock ein starkes Symbol ist für Mormonen, die ja immer recht emsig sind. Sie war nur etwa einen Meter breit und eins zwanzig hoch, aber sie war herrlich. Mama hat fast sechs Monate daran gearbeitet, als sie mit Ruthie schwanger war. Im Allerheiligsten hatten wir bewegliche Bänke, aber in den anderen Räumen waren Klappstühle, die in Halbkreisen aufgestellt oder miteinander verbunden werden konnten. Hinten waren die Büros und die Tische, an denen wir für die Schule arbeiteten, wenn wir Fächer hatten – zum Beispiel Kunst –, die nicht zu Hause unterrichtet wurden. Der Kunstraum war unterteilt, die Regale enthielten Papier, Staffeleien sowie Mal- und Zeichenutensilien. Es gab sogar einen kleinen Brennofen und eine Töpferscheibe, die uns von der Familie Sissinelli gestiftet worden waren, nachdem meine Mutter in ihrer Gegenwart laut den Wunsch geäußert und gesagt hatte, sie mache Skulpturen, weil sie »die Kunstform fühlen« müsse. Später war es ihr peinlich, weil sie es als Wink verstanden haben könnten, sie wolle ihnen etwas verkaufen; denn die Sissinellis waren reich. Aber Mrs Sissinelli liebte die Vasen und Skulpturen meiner Mutter. Sie besaß am Ende sechs davon und behielt drei in ihrem Haus am Hang. Sie sagte zu Mama, sie solle den Brennofen als die Erhörung eines Gebets betrachten, wenn sie ihn nicht einfach als Nettigkeit betrachten könne. Meine Mutter benutzte ihn, wenn sie uns und alle Kinder, die dienstagabends kommen wollten, in Kunst unterwies.

Es gab eine regelrechte kleine Privatschule in unserer Kirche mit einem Teilzeitlehrer, der von allen Eltern im Sprengel gemeinsam bezahlt wurde. Wir hatten eine richtige kleine Bibliothek, aus schlichten Regalen gefertigt, die sich an drei Seiten gegenüberstanden. Es gab Räume für die Sonntagsschule für Erwachsene und für die Erstklässler, aber diese Räume waren sehr klein. An einem normalen Sonntag kamen ungefähr fünfzig Leute. Ein Vorhang mit Sternen aus einem prachtvollen Stoff, fast wie ein Theatervorhang, trennte Schule und Büros von den Kirchenräumen. Einige Kinder studierten kleine Stücke ein – eine Art Göttliche Komödie. Nicht wie die berühmte an der Brigham Young Universität. Doch einige Teenager an der Highschool oder auf dem hiesigen College schrieben ein mormonisches Saturday Night Live und führten es auf. Sie begannen mit einem Gebet, aber dann liefen sie die Gänge auf und ab und warfen neonfarbene Lutschstangen, Milky Ways und Snickers in die Menge. Der Rest war Musik, von Motown bis Techno, und Parodien wie Der Herr der Verlobungsringe, wo darüber hergezogen wurde, wie stolz Mormonenmädchen gewöhnlich bekunden, dass sie heiraten werden. Es war nicht allzu schlimm, nur ein bisschen schlimm. Zum Beispiel die Parodie mit einem Song über kalifornische Mädchen, die zu enge Jeans tragen, und dass sie lieben, aber einen Streit anzetteln, oder auch etwas, das die Eltern ein bisschen verdross und auch mich verlegen machte. Meine Cousine Bridget, die die röttesten Haare in unserer Familie hatte und schreiben und schauspielern konnte, und meine Freundin Clare, die sang wie ein Engel, haben ein paarmal mitgespielt.

Wenn der Prophet – man könnte ihn Superbischof nennen, obgleich wir keine geweihten Priester haben wie andere Kirchen, weil jeder erwachsene Mann, der ein guter Mormone ist, auch mehr oder weniger ein Priester ist – aus Salt Lake eine

Fernsehansprache an uns richtete, versammelten wir uns alle in der kleinen Kirche. Wenn viele Gäste in der Stadt waren, reichte der Platz kaum aus. Da waren wir mitsamt Onkel Pierce, seiner Frau und seinen Kindern; unsere Nachbarn, die Emorys von nebenan, die Tierneys, die McCartys, die Woodriches, die Barkens und die Lents, die anderthalb Kilometer entfernt auf der anderen Seite der Klinik wohnten, aber noch zu unserem Sprengel zählten, die O'Fallons, Jackie und Barney Wilder, die keine Kinder hatten, und die Breedwells. Manche Leute hatten Familienmitglieder, die keine Mormonen waren, aber doch kamen, aus Neugierde.

Über »Bruder« Trace Breedwell und »Schwester« Annabella Breedwell wurden ihres Namens wegen viele liebevolle Scherze gemacht – als »Bruder« und »Schwester« wird man als Erwachsener angeredet, als »Ältester«, wenn der Betreffende ein großer Kirchenführer oder ein Missionar ist. Es ist normal, dass Mormonen große Familien haben, aber bei den Breedwells muss man selbst für unsere Verhältnisse von übergroß sprechen! Es gibt verschiedene Theorien, warum Mormonen so viele Kinder haben. Ich persönlich vermute, das kommt daher, weil, als Joseph Smith die Kirche gründete, viele von uns gebraucht wurden, damit wenigstens einige die Verfolgungen überlebten. Viele Mormonen denken immer noch, je mehr Mormonen das Wort verbreiten, was ja Aufgabe des Missionierens ist, desto besser. Die Kirchenlehre sagt, es kommt daher, weil wir alle im Himmel wohnen, bevor wir geboren werden, und wir müssen viele Kinder haben, um leibliche Körper für die Seelen zu schaffen, so wie die leiblichen Körper Gottes und Jesu geschaffen wurden, auf dass die Seelen auf die Erde herabkommen und geprüft werden können. Die Menschen werden geprüft, um Gott ähnlicher werden zu können, und das auch dann noch, wenn man schon tot ist. Man kann sogar nach dem Tod mormonisch getauft werden, ob man will oder nicht. Der Mann, der Der Winterwald im Kleiderschrank geschrieben hat, war ein frommer Anglikaner, und er wurde sechsmal mormonisch getauft.

Anders als bei den meisten Leuten, die viele Kinder haben – nicht unbedingt absichtlich –, entwickeln die meisten von uns sich recht ordentlich, auch wenn wir als Heranwachsende rebellisch sind.

Ich war rebellisch.

Ich war immer eigensinnig. Mein Vater sagte, mein erstes Wort war »Warum?« Aber später war ich es erst recht. Ich musste mich offenbar von der düsteren Seite des menschlichen Lebens nähren. Ich las Dracula und Sturmhöhe und andere unheilvolle, ziemlich finstere Bücher, die zwar nicht direkt verboten, aber auch nicht gerade empfohlen wurden. Ich las und liebte Kaltblütig, durchaus keine Geschichte, die meine Großmutter als »aus dem Leben gegriffen« bezeichnet hätte. Es war eine Geschichte, die aus der Hölle in einem menschlichen Herzen gegriffen war. Aber ich musste solche Dinge einfach wissen. Und meine Mutter wusste ganz genau, dass ich sie las.

Die weniger schlimmen Sachen, die andere Kinder anstellten, waren klarer ersichtlich. Da gab es zum Beispiel in unserer Nachbarschaft einen, auf den die Bezeichnung heilig wirklich nicht zutraf, Finn O'Fallon, neunzehn Jahre alt und kaum mit der Highschool

fertig, dabei war er ziemlich klug. Ebenso die Tierney-Mädchen Maura und Maeve, ein paar Jahre älter als ich, die sehr modifiziert waren und sehr gewagt in kurzen Röcken und bauchnabelfrei herumliefen, wiewohl ihre älteren Schwestern nicht so waren. Aber niemand von denen war wirklich schlimm, falls Sie verstehen, was ich meine. Ich weiß, dass Finn, der nach Finn McCool genannt war, einem irischen Helden wie König Arthur oder Paul Bunyan, Kaffee trank und ein paarmal Zigaretten geraucht hat. Strikt verboten, aber nicht das Ende der Welt. Maura und Maeve haben bei Serena Sissinelli Gin Tonic getrunken, aber nur ein einziges Mal.

Das hört sich nicht so schlimm an, oder? Verglichen mit gewöhnlichen Kindern? Glauben Sie mir, ich habe in meinem Basketball-Team Geschichten gehört, bei denen Ihnen die Haare zu Berge stehen würden. Aber Mauras Eltern sind vor Sorge wegen eines einmaligen Alkoholgenusses halb verrückt geworden.

Sie haben sich aber gut entwickelt, vermutlich, weil Mormonen ihren Kindern sehr viel mehr Zeit widmen (ich fand, zu viel Zeit). Meine Eltern waren nicht so scharf drauf, jede Minute mit uns zu verbringen, wie manche anderen Eltern. Sie hatten jedes zweite Wochenende eine ein-, zweistündige Verabredung, außerdem arbeitete meine Mutter etwa einen Tag in der Woche außerhalb unseres Hauses. Auch das war etwas, wodurch sie sich absonderten. Sie war die einzige Mutter weit und breit, die neben Muttersein noch einen Job hatte. Aber keinen, bei dem sie sich etwa als Börsenmaklerin in Salt Lake betätigte. Sie arbeitete in ihrem Atelier im Schuppen, wo es außer einem Raumstrahler keine Heizung gab. Vater hat eine Heizung und neue Fenster eingebaut, als sie es nicht mehr benutzte, vielleicht, um sie zurückzulocken. Das hat nicht geklappt, und als ich größer wurde, blieb ich manchmal da draußen, wenn ich nach Hause kam, um für mich zu sein. Damals, als ich klein war, da hat sie, nachdem sie eine Stunde oder so gearbeitet hatte, ihre meiste Zeit uns gewidmet, hat mit uns gekocht, ist mit uns gewandert oder hat uns unterrichtet, und sie hatte ihre Berufung, die sie, sagte Onkel Pierce, in Gestalt von Kunstunterricht in den Dienst der Allgemeinheit stellen sollte.

Als Kind fühlte ich mich dadurch ein bisschen eingeschränkt, und ich konnte es nicht erwarten, Freundinnen zu haben, die keine Mormonen waren, wie die Mädchen, die ich kennenlernte, als ich im Basketball-Team spielte, was auch Kinder durften, die zu Hause unterrichtet wurden. Ich wollte unbedingt Freundinnen haben, die Japanerinnen oder Französinen oder sonst was waren, um in ein exotisches Land geschickt zu werden, für das ich geimpft werden müsste; aber das musste warten. Im Bergland nahe bei unserem Zuhause waren nicht viele exotische Menschen anzutreffen, höchstens gelegentlich der eine oder andere japanische Tourist. Als ich endlich Freundinnen hatte, die keine Mormonen waren, mochte ich viele von ihnen sehr gern. Aber ich hatte immer das Gefühl, dass es Dinge gab, die ich nicht erklären konnte – nicht nur die Dinge, die ich buchstäblich nicht erklären konnte, weil man nicht darüber sprechen kann, etwa die Rituale, sondern, warum wir sind, wie wir sind. Ein altes Sprichwort sagt, jeder Mormone ist ein Missionar, aber ich war keiner. Nur behielt ich diesen Teil von mir für mich.

Die Sissinellis waren die einzige Familie in unserer Nähe, die keine Mormonen waren.